

Leseprobe aus:

Inge Jens

Unvollständige Erinnerungen



**UNVOLLSTÄNDIGE
ERINNERUNGEN**

INGE JENS

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

VORWORT		9
KAPITEL 1	Kindheit und Jugend	15
KAPITEL 2	Nach dem Krieg	48
KAPITEL 3	Aufbruch in die Fremde – und ein Hausgenosse aus Hamburg	63
KAPITEL 4	Lebensdinge und die Welt der Manns	84
KAPITEL 5	Arbeit, Freunde und Familie	106
KAPITEL 6	Neue Horizonte	127
KAPITEL 7	Alma mater Tubingensis	149
KAPITEL 8	Widerstand und Widerstehen	165
KAPITEL 9	Jenseits der Mauer	194

KAPITEL 10	Berlin und die Wende	204
KAPITEL 11	Die neunziger Jahre	239
KAPITEL 12	Noch einmal Katharina Pringsheim	251
KAPITEL 13	In guten und in schlechten Tagen	264
ANHANG		
	Namenregister	311
	Bildnachweis	319

VORWORT

Warum schreibe ich dieses Buch? Wie oft im Verlauf meiner gut eineinhalbjährigen Arbeit habe ich mir diese Frage gestellt – spätestens von dem Zeitpunkt an, da klar wurde, dass das, was ich eher aus Zeitvertreib angefangen hatte, wirklich ein Buch zu werden drohte.

Warum schrieb ich trotzdem weiter? Weil ich merkte, dass es mir Spaß machte, mich mit mir selbst zu beschäftigen. Das war eine unerwartete Erfahrung. Ich bin immerhin 82 Jahre alt und habe mich, soweit ich es weiß, noch nie sehr intensiv für mich interessiert. Da überlegt man natürlich, wo denn wohl die Gründe für dieses plötzliche Vergnügen am eigenen Leben zu suchen sind.

Ja, wo? Zunächst spielt sicherlich das Alter eine Rolle. Ich habe unter anderem Literaturwissenschaft studiert und weiß daher, dass – zumindest in der Vergangenheit – Autobiographien im Allgemeinen in Form von Lebensrückblicken geschrieben wurden; von Menschen also, die versuchten, sich am Ende ihres Daseins der Erlebnisse und Erfahrungen zu erinnern, die sie prägten und die es ihnen wert schienen, aufbewahrt und weitergegeben zu werden.

Resümierend zurückzublicken zu einem Zeitpunkt, da das Alter konkret erfahrbar wird: Das war auch für mich ein wichtiger Grund, mich mit mir und meiner Vergangenheit zu konfrontieren. Jenseits der achtzig registriere ich physische Veränderungen, die mich veranlassen, die Strukturen meiner Lebensführung zu überdenken. Ich kann nicht mehr stundenlang spazieren gehen, das Laufen fällt mir zunehmend schwer. Am Schreibtisch aber fühle ich mich wohl. Mit der Hand schreiben kann ich nicht mehr, meine arthrotischen Finger versagen ihren Dienst. Aber ich habe als sehr junges Mädchen das Schreibmaschine-Schreiben gelernt. Später dann machte es die Arbeit an Thomas Manns Tagebüchern nötig, mich mit dem Computer anzufreunden.

Das alles kommt mir jetzt zugute. Ich kann Aufträge annehmen, die es notwendig machen, neue Themen zu durchdenken und meine Erkenntnisse zu Papier zu bringen. Wenn es Vorträge waren, die ich auf diese Weise niederschrieb, habe ich sie anschließend selbst gehalten – an verschiedenen Orten, zu denen ich gern reiste. Nicht mehr, wie früher, mit dem Auto, sondern mit der Eisenbahn. Und siehe: Mit einem konkreten Ziel vor Augen ging es bisher nicht nur gut, sondern festigte sich gleichzeitig mein Selbstbewusstsein. Die sich an den Vortrag fast immer anschließenden Diskussionen machten mir Spaß. Gelegentliche Rückgriffe auf eigene Erfahrungen stimulierten das Interesse des Publikums und veranlassten mich später, bei mir selbst noch etwas genauer nachzufragen. Auf Eisenbahnfahrten ist so etwas möglich.

Ungefähr zur gleichen Zeit verführte mich meine Freundin Christel Freitag, der ich beim Südwestrundfunk gelegentlich Rede und Antwort gestanden hatte, zu einigen gemeinsamen Veranstaltungen in Bibliotheken oder Volkshochschulen der näheren und weiteren Umgebung. Sie befragte mich variationsreich zu wichtigen Ereignissen in meinem Leben, und ich erzählte ein bisschen. Die Abende hatten eine unerwartet große Resonanz. Sie endeten meistens in auch für uns interessanten Diskussionen, in deren Verlauf ich vielfach gebeten wurde, das, was ich da gesagt hatte, doch aufzuschreiben.

Aber es gibt noch einen weiteren Grund: Nach 57 Jahren nie abreißender Gespräche bin ich allein – ohne den Menschen, mit dem sich über alles auszutauschen mir so selbstverständlich war wie essen und trinken oder atmen. Mein Mann ist seit langer Zeit schwer krank. Seit gut zwei Jahren kann er weder lesen noch schreiben. Eine Unterhaltung mit ihm ist nicht mehr möglich. Er ist da: als ein der Zuwendung bedürftiger Mensch, der ein Recht darauf hat, dass auch ich «da bin». Aber als Partner, als ein verstehendes, Antwort gebendes oder gar widersprechendes Gegenüber gibt es ihn nicht mehr. Das hat mein Leben von Grund auf verändert und mich auf mich selbst – nein, nicht zurückgeworfen, aber verwiesen. Die unerwartete Gegenwart hat mich – vielleicht, um meine Lage überhaupt begreifen zu können – veranlasst zurückzublicken, und ich habe mit Erstaunen bemerkt, dass dieses Zurückblicken Kräfte freisetzt, die mir

auch einen neuen, anderen, freieren Umgang mit dem Hier und Jetzt ermöglichen.

Die Rückschau auf mein Leben verbietet mir, mit dem Heute zu hadern. Auf die Frage: «Warum muss das sein, warum trifft es gerade uns?», wüsste ich zwar auch jetzt noch keine Antwort zu geben. Aber – und das wurde mir schlagartig bewusst – diese Frage zöge unweigerlich eine zweite nach sich, die ich ebenso wenig wie die erste beantworten könnte. Denn sie müsste lauten: Warum denn ist es gerade mir – uns – so lange so ungeheuer gut ergangen? Warum war es gerade uns vergönnt, ein so interessantes, erfülltes und – trotz mancher Schwierigkeiten – glückliches Leben zu führen?

Und eben die Nichtbeantwortbarkeit dieser beiden Fragen hat mir Lust gemacht, mich genauer mit meinem erfüllten Leben zu beschäftigen. Dabei ging es mir von vornherein nicht darum, es in allen Details wiederzuentdecken. Ich habe mir keinen Zwang auferlegt und bin keinem System gefolgt, sondern habe mir zunächst lediglich das genauer zu vergegenwärtigen versucht, was mir spontan einfiel.

An einem Punkt begann ich dann, das Erinnerte aufzuschreiben. Zunächst ausschließlich für mich selbst. Später erzählte ich Freunden von meiner mich immer noch etwas seltsam anmutenden Tätigkeit. Sie ermunterten mich, zu versuchen, noch ein paar Ereignisse mehr aus dem «Brunnen der Vergangenheit» heraufzuholen und das zutage Geförderte zumindest in ausführlichen Notizen festzuhalten.

Die Zufälligkeit der Episoden, die bei diesen Bemühungen ans Tageslicht kamen, erstaunte mich. Dennoch notierte ich auch weiterhin meine Erinnerungen, wie sie kamen, und versuchte erst später, sie mit Hilfe der Chronologie in eine gewisse Ordnung zu bringen. Ihrem Wesen nach bleiben sie unsortiert, eine Zuordnung zu Themenkreisen wäre meinen Absichten zuwider. Ich hatte niemals den Ehrgeiz, eine Autobiographie zu schreiben. Mir liegt allein daran, Erinnerungen an Ereignisse und Personen festzuhalten, die ich offenbar absichtslos behalten habe, die aber für mich in sehr verschiedener Hinsicht von Bedeutung waren.

Das heißt jedoch nicht, dass ich alles aufgeschrieben habe, was mir wichtig gewesen ist. Es gibt Personen und Ereignisse, die für mein Leben nicht minder bedeutsam waren als die, die ich erwähne, und die dennoch in diesem Buch nicht vorkommen. Vielleicht, weil sie mir in irgendeiner Weise zu nah sind und deshalb nichts vermitteln können, was noch im Persönlichen Überindividuelles spiegelt. Außerdem lag es nicht in meiner Absicht, einen Katalog von Begegnungen mit mehr oder minder bekannten Persönlichkeiten aufzustellen oder gar ein *Journal intime* zu schreiben.

Dass meine ungeordneten und «mit Fleiß», wie man hierzulande sagt, «unvollständigen» Erinnerungen sich – ihrer Zufälligkeit zum Trotz – zu einem wie immer gear teten Ganzen zusammenfügten, verdanke ich nicht zuletzt der Hilfe von Hildburg Kindt, Hans Thiersch und Uwe Naumann. Sie haben mich in vielen langen und in-

tensiven Gesprächen davon überzeugt, dass es interessant wäre, zu erfahren, wie eine vorwiegend als «Frau an seiner Seite» wahrgenommene Frau dennoch – und manchmal vielleicht sogar dank dieser Rolle – ein eigenständiges und emanzipiertes Leben führen konnte. Alle drei haben mir zudem durch Fragen und Diskussionen geholfen, einigen zunächst eher kargen Kindheits- und Jugenderinnerungen genauer nachzugehen – nicht zuletzt, um Konstellationen zu verdeutlichen, die sonst leicht, zumal für jüngere Leser, unverständlich bleiben. Sie haben mir aber auch Mut gemacht, die Bedeutung nicht zu unterschlagen, die die Krankheit meines Mannes beim Schreiben dieses Buches gespielt hat.

Als mir nun schon seit mindestens zehn Jahren vertrauter und inzwischen gut befreundeter Lektor hat Uwe Naumann zudem geholfen das Patchwork-Manuskript übersichtlich zu strukturieren, sodass es schließlich, zwischen zwei Buchdeckeln ansprechend «verpackt» und mit sorgfältig ausgesuchten Bildteilen versehen, in der vorliegenden Fassung das Licht der Öffentlichkeit erblicken konnte. Auch hier kann ich nur dankbar konstatieren, dass die «Unvollständigen Erinnerungen» ohne Freundeshilfe nie in einer «vollständigen» – sprich: lesbaren – Form hätten erscheinen können.

Tübingen, im März 2009

Inge Jens

Kapitel 1

KINDHEIT UND JUGEND

Ich wurde 1927 als ältestes von vier Geschwistern in Hamburg geboren. Mein Elternhaus war vonseiten der Mutter her eher großbürgerlich bestimmt – es wird erzählt, dass meine Großmutter «Dienstboten», wie man damals sagte, entließ, weil sie den Namen Bismarck nicht mit «ck» schrieben. Väterlicherseits dominierte die Tradition hamburgischer Überseekauffleute: Zum Geburtstag des Großvaters erschienen die Enkel in original chinesischen Gewändern, um zu gratulieren. Das und der Geburtsort meines Vaters – «geboren in Singapore» buchstabierte bei meiner Heirat der Tübinger Standesbeamte – vermittelte den Kindern gelegentlich die Ahnung von der Existenz anderer Welten.

Im Allgemeinen aber ging es handfest-prosaisch zu; mein Vater, von Beruf Chemiker, sorgte dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, indem er, wenn er uns – zumal am helllichten Tag – mit einem Buch in der Hand sitzen sah, daran erinnerte, dass es in Haus und Garten noch viele nützliche Dinge zu erledigen gäbe.

Meine Kindheit und Jugend fallen zum überwiegenden Teil in die Zeit des Nationalsozialismus, meine

Schulzeit ist vom Anfang bis zum Ende identisch mit ihr. Sie begann 1933 und hätte planmäßig 1945 mit dem Abitur enden sollen. Der Krieg sorgte dafür, dass sie es nicht tat, ich, im Gegenteil, nach vielen Unterbrechungen im Winter 1946 noch einmal zu lernen begann, um, wie immer es gehen mochte, jedenfalls formaliter die Studienzulassung zu erlangen.

Dennoch: Wenn ich zurückdenke, überwiegen die freundlichen Erinnerungen. Zumindest die ersten zwölf, vierzehn Jahre meines Lebens waren unbeschwert und glücklich, geborgen im Kreis einer großen Familie. Meine Schwester Renate war eineinhalb, mein Bruder Carsten fünf Jahre jünger als ich. Die Kleinste, Gesa, 1936 geboren, galt als «Nachkömmling», der sich im Laufe der Jahre allerdings eine zentrale Stellung in der Familie zu erobern wusste. Aber so unterschiedlich wir vier Geschwister auch waren und so verschieden unsere Erinnerungen ans Elternhaus auch sein mögen: Im Urteil über unsere Kindheit sind wir uns einig.

Warum es so ist? Ich denke, wir kamen uns gegenseitig nicht ins Gehege. Es gab genug Platz für alle, und das «Vertragt euch!» meiner Mutter habe ich als absolut zu respektierendes Gebot noch heute im Ohr. Ihr pädagogisches Talent war beachtlich, ihr unreflektiertes «Augenmaß» bemerkenswert. Ich kann mich nicht erinnern, je «nachhaltig» ungerecht behandelt worden zu sein. Natürlich gab es Fehlurteile, aber sie wurden korrigiert oder, wenn erforderlich, durch Erklärungen begründet und damit aufgehoben.

Als ich etwas älter war, faszinierte mich der Bildungsgang meiner Mutter: Sie hatte auf Betreiben meines Großvaters, eines Frauenarztes in Köln, das Humanistische Gymnasium besucht – besuchen müssen, denn der Vater bestand auf einer gleichwertigen und das hieß zunächst offenbar auch «gleichartigen» Ausbildung für seine vier Kinder. Die zwei Mädchen sollten dereinst keine geringeren Chancen als die zwei Buben haben: kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine immerhin bemerkenswerte Einstellung, die meine Großmutter teilte. Auch sie war eine hochgebildete, sprachgewandte und belesene Frau. Ich habe sie noch gut gekannt und gern zugehört, wenn sie von ihrer Jugend erzählte, in der sie in einem kleinen Kreis ähnlich Privilegierter von den Dozenten der Bonner Universität unterrichtet und sogar einmal nach Berlin geführt wurde, um den gerade aufgestellten Pergamon-Altar zu sehen. Etwas später ging sie dann in die Schweiz, um sich mit Hilfe exklusiver Internate in die französische und italienische Sprach- und Kulturwelt einführen zu lassen. Englisch zu sprechen hatte sie bereits bei ihrem eigens aus Großbritannien ins Bonner Haus geholten Kindermädchen gelernt.

Meiner Mutter imponierte diese Welt nur bedingt. Sie hatte nach dem Abitur auf Wunsch ihres Vaters zwei oder drei Semester Volkswirtschaft studiert, ehe sie endlich ihren Traum verwirklichen und eine der Reiffensteiner Frauenfachschulen besuchen durfte. Hätte sie nicht mit zweiundzwanzig Jahren den Mann geheiratet, den sie bereits seit zwei Jahren von einem Stiftungsfest der Tü-

binger Studentenverbindung meines Großvaters her kannte, wäre sie Lehrerin an einer solchen (oder einer ähnlich ausgerichteten) Schule geworden.

Für mich indessen stand bald fest, dass ich die Begeisterung für ein solches Lebensziel niemals teilen würde. Auch wenn meine Interessen einstweilen noch wenig zielgerichtet waren und ich mich ziemlich lange eher tastend als entschlossen bewegte, wusste ich: das mit Sicherheit nicht.

Aber was dann? Ich las gern – vermutlich unter Vernachlässigung aller «Pflichten», denn ich erinnere, dass sich meine Eltern gelegentlich bemühten, mich ein bisschen von meinen Büchern wegzubringen und «lebens-tauglich» zu machen, was für meine Mutter – im Gegensatz zu meinem pragmatisch-naturwissenschaftlich orientierten Vater – allerdings, wenn auch in Maßen, Zeit fürs Lesen einschloss.

So bekam ich ganz selbstverständlich zu Weihnachten und zum Geburtstag «meine», das heißt die von mir gewünschten Bücher – aber eben auch fast immer nur die. «Weiterführendes» erinnere ich nicht. Dafür gab es den elterlichen Bücherschrank, der aber außer mit Volksausgaben der gängigen Klassiker und einigen nordischen Buchgemeinschaftsromanen nicht eben üppig ausgestattet war. Doch für den Anfang genügte er vollauf, zumal ich in der Auswahl meiner Bücher keinerlei Restriktionen unterworfen war. Irgendwann entdeckte ich die sophokleischen Dramen. Und ich sehe mich auch noch mit angehaltenem Atem die «Orestie» lesen. Mehr «aus Ver-

sehen» denn vorsätzlich. Ich wusste nicht, was mir da in die Hand gefallen war. Ich weiß nur noch, dass mein Tagesplan in Unordnung geriet, weil ich erst viel zu spät merkte, dass ich ja eigentlich hätte Schularbeiten machen sollen, vielleicht sogar wollen. Wenn es nicht gerade ums Vokabellernen ging, hatte ich im Allgemeinen nichts gegen Schularbeiten.

Ich saß – auch das weiß ich noch –, den Kopf zwischen meinen auf die herausklappbare Platte gestützten Armen, an meinem eigenen verschließbaren Schreibtisch, den ich 1937 zu Weihnachten bekommen hatte. Es war wie ein Ritterschlag gewesen. Er besaß oben zwei Bücherborde hinter Schiebescheiben, dann den verschließbaren Schreibbereich und unten zwei oder drei Borde für Schulsachen, Atlanten, vielleicht auch weitere Bücher. Ich habe diesen Schreibtisch später in unsere erste gemeinsame «Wohnung» in Tübingen auf dem Schlossberg mitgenommen und unter anderem meine Doktorarbeit an ihm geschrieben. Er hatte eine Innenbeleuchtung und konnte so in der etwas dunkleren Ecke des Zimmers stehen. Wenn ich mich recht erinnere, hat er sogar den Umzug in unsere erste richtige Wohnung mitgemacht.

Den Schreibtisch bekam ich, weil «die Großen» – also Renate und ich – im neuen Haus in der Wandsbeker Marienstraße, das meine Eltern kurz zuvor gekauft hatten, jede ein eigenes Zimmer bekamen. In der alten Wohnung – gleichfalls in Wandsbek –, in der wir zur Miete gewohnt hatten, teilten wir ein mittelgroßes Schlafzim-

mer unterm Dach. Das Leben am Tage spielte sich einen Stock tiefer im Kinderzimmer ab, wo wir auch unsere Schularbeiten erledigten, Ostereier färbten oder mit viel Hingabe die obligatorischen Weihnachtsgeschenke bastelten. Das Wohnzimmer war tabu. Dort empfing meine Mutter «Besuch» (was auch für die Kinder meistens aufregend, da etwas nicht Alltägliches war). Dort stand aber auch der Weihnachtsbaum. Diese Lebensraum-Einteilung blieb im eigenen Haus erhalten. Aber dort gab es zwei Etagen und ein Dachzimmer, das Renate bewohnte. Ich lebte einen Stock tiefer, direkt unter ihr, im einzigen Zimmer, das einen kleinen Balkon hatte. Ich war sehr stolz. Die beiden «Kleinen», Carsten und Gesa, wohnten und schliefen in dem sehr großen, hellen Zimmer neben mir, das tagsüber für uns alle – bei Bedarf also auch für Renate und mich – als Kinderzimmer diente.

Beide Wandsbeker Wohnungen, die Villenetage in der Claudiusstraße und das eigene Haus zwischen Marienanlage und dem Bahnhof an der Strecke nach Lübeck, verfügten über einen großen Garten, dem sich mein Vater mit Leidenschaft widmete. Die Weitläufigkeit der Areale hat mit Sicherheit dazu beigetragen, dass immer für alle Platz war und die Interessen niemals kollidieren mussten. Zudem boten die zentralen Rasenflächen eine wunderbare Plattform für Kreis- und Schulspiele oder gar schauspielerische Darbietungen, von der Möglichkeit, von hier aus auch «Kriegen» (schwäbisch: «Fangeles») oder «Versteck» zu spielen, mal ganz zu schweigen. In beiden Gärten gab es viele Bäume, aber auch Nischen, in die

man sich allein oder zu mehreren – Nachbarskinder oder Schulfreunde waren stets willkommen – zurückziehen konnte.

Von heute aus gesehen habe ich den Eindruck, dass die Verschiedenartigkeit von uns vieren für meine Eltern kein Problem gewesen ist. Es fiel ihnen offensichtlich nicht besonders schwer, jedem von uns seine eigene «Rolle» zuzugestehen und die Unterschiedlichkeit der Begabungen als etwas Natürliches und Nützliches zu akzentuieren: Inge ist so, Renate so, Carsten nochmal anders, und jeder hat seine Stärken und Schwächen. Es gab allerdings auch klar formulierte moralische Gebote und Standards, die wir – als Voraussetzungen für diese Großzügigkeiten und Freiheiten – lernen mussten zu respektieren. Aber dann konnte jedes Kind innerhalb der Familienhierarchie seine eigene, von den anderen ganz selbstverständlich akzeptierte und in das Ganze integrierte «Rolle» leben.

Ich war für meinen Vater offenbar von Anfang an ein Junge gewesen – «Ersatz» für den sehnlich gewünschten Stammhalter. Ebenso offensichtlich bin ich auch von früh an mit einer Form sozialer Verantwortung betraut worden, von der meine Geschwister vermittelt bekamen, dass sie durchaus nicht immer Privileg, sondern auch lästig sein konnte. Ich kann nicht erinnern, dass ich die «Jungen»-Rolle je als belastend empfunden hätte. Und auch die mir zwar maßvoll, aber doch relativ früh auferlegten Verpflichtungen «drückten» mich nicht. Ich war zufrieden mit meiner Stellung, ja, empfand sie als durch-

aus angemessen und fühlte mich ihr in jeder Weise gewachsen. Ich tat lieber selbst etwas, als dass ich mir helfen ließ, und hatte genügend Ehrgeiz, um mir gelegentliche Angstgefühle nicht anmerken zu lassen.

Demgegenüber beherrschte meine Schwester Renate eine Rolle, der ich niemals hätte gerecht werden können: Sie war stolz auf ihre Identität als Mädchen und stellte gelegentlich mühelos entsprechende Forderungen. Die Familie kolportiert bis heute ihre offenbar gern benutzte Aufforderung an die Umwelt: «Helft mir, ich bin ein Mädchen!» Sie sammelte Bilder von Filmstars und hatte eine Zeitlang den großen Wunsch, Schauspielerin zu werden. Ihr Vorbild war der amerikanische Kinderstar Shirley Temple, ihr Traum, mit dieser Tätigkeit viel Geld zu verdienen und «die Familie hochzubringen». Hätte man sie damals gefragt, was das heißen sollte, hätte sie vermutlich etwas mehr häuslichen Luxus eingeklagt.

Wenn es erlaubt ist, von Aggressionen, auch wenn sie – zumindest in der Erinnerung – recht harmlos waren, auf Rivalitäten zu schließen, hatte ich eher Schwierigkeiten mit meinem um fünf Jahre jüngeren Bruder Carsten. Doch auch hier zögere ich, einem einzigen Gedächtnisbild tiefer reichende Bedeutung zuzuerkennen. Aber immerhin: Ich sehe uns recht konkret auf dem Teppich unseres Wohnungsflurs in einer Mischung aus Wut und Lust aufeinander einhauen. Warum? Ich weiß es nicht. Machte er mir beim Vater meine Jungenrolle streitig? Das halte ich für nahezu unmöglich. Außer den sich of-

fenbar von Zeit zu Zeit wiederholenden Ringkämpfen sind mir auch keinerlei «feindliche» Handlungen oder gar Rivalitätsgefühle in Erinnerung geblieben. Im Gegenteil, eigentlich vertrug ich mich recht gut mit meinem Bruder. Später, nach dem Krieg, schliefen wir überdies jahrelang gemeinsam in einem sehr kleinen Raum. Wir nannten ihn D-Zug, weil er gerade zwei übereinander angeordnete Betten, einen sehr engen Spind und einen Miniatur-Waschtisch fasste. Dort hörten wir unter unseren ziegelsteingewärmten Decken mit Hilfe von auf Zigarrenkästen montierten Detektoren Radio: Hörspiele, Musik etc. – so lange, wie jeder wollte. Mit Detektorradios kann man sich nicht stören.

Bei Gesa lagen die Dinge von vornherein anders. Sie war noch zu klein. Niemand missgönnte ihr die Rolle des Nesthäkchens. Als sie geboren wurde, war ich neun Jahre alt. Ich erinnere mich noch genau. Meine Mutter hatte uns rechtzeitig über den zu erwartenden Familienzuwachs aufgeklärt. Da sie während ihrer Schwangerschaften immer mit großer Morgenübelkeit zu kämpfen hatte, war unser Tagesablauf in dieser Zeit manchmal anders gewesen. Das «Mädchen» – vermutlich eine der Haustöchter aus Dithmarschen – hatte uns geweckt und beim Frühstück Gesellschaft geleistet. Meine Mutter hatte uns auch Bescheid gesagt, als sie zur Entbindung in die Klinik fuhr, und sobald sie heimkam, warteten wir entsprechend aufgeregt auf den Familienzuwachs, den wir im Krankenhaus bereits durch eine Glasscheibe hindurch hatten bewundern dürfen.